

# Von unbedingten Sinnorten

---

Interview mit Johann Hinrich Claussen und Johannes Krämer  
über die Zukunft der Kirchenbauten

---



Johann H.  
Claussen



Johannes  
Krämer



Karin  
Berkemann

**Zu wenig Geld, zu wenig Mitglieder, zu wenig Geistliche – die beiden großen christlichen Konfessionen müssen sparen, auch bei den Gebäuden. Forscherinnen und Forscher gehen davon aus, dass von den rund 45.000 Kirchen bundesweit künftig ein Drittel bis die Hälfte infrage gestellt werden. Doch was wird aus all diesen Gebäuden? Karin Berkemann, Theologin und Kunsthistorikerin an der Universität Greifswald, und Elina Potratz, Chefredakteurin von *Die Architekt*, sprachen mit zwei Experten, die es wissen müssen: Pfarrer Johann Hinrich Claussen, Kulturbeauftragter des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), und der Architekt Johannes Krämer, Diözesanbaumeister im Bistum Mainz, reden über Kirchen als Sinnorte, Bauaufgabe und Konfliktstoff.**

**Karin Berkemann: Herr Claussen, als Pfarrer sind Sie dazu ausgebildet, in Kirchen zu predigen und Gottesdienste anzuleiten. Als EKD-Kulturbeauftragter beschreiben Sie Kirchen als Sinn- und Kunsträume. Wäre es da nicht praktischer, Sie wären Architekt geworden?**

Johann Hinrich Claussen: Tatsächlich hätte ich gerne Architektur studiert, wenn ich nur zeichnen könnte. Aber in meiner Hamburger Zeit habe ich als Propst einen Kirchenkreis mitgeleitet und dabei sehr viel von meinen Kollegen aus der Bauabteilung gelernt. Schon 2006 bildeten wir dort multiprofessionelle Teams aus Theologie, Architektur und Finanzen. So konnten wir auch gut mit multiprofessionellen Teams auf der staatlichen Seite zusammenarbeiten. In diesem Geschäft ist Theologie nicht ganz sinnlos – nur wenn sie alleine bleibt, kommt nichts Gutes dabei raus. Das Gleiche gilt übrigens für Architektur. Insofern bin ich nicht ganz unglücklich, Theologie studiert zu haben.

**Berkemann: Was können Sie speziell als Theologe einbringen, wenn über die Zukunft von Kirchenbauten diskutiert wird?**

Claussen: Zum einen habe ich ein gutes Gespür für die Sinndimension von Kirchen, zum anderen schaue ich immer auch auf deren tatsächliche Nutzung. Das fehlt Architekten manchmal, wenn sie die Planung abgeschlossen und den Bau hinter sich gelassen haben.

**Berkemann: Herr Krämer, wenn Sie als Diözesanbaumeister mit den Theologinnen und Theologen Ihres Bistums in Gespräche gehen: Würde Ihnen dabei eine theologische, eine liturgische Ausbildung nicht sehr helfen?**

Johannes Krämer: Jeder Architekt muss sich auch mit dem Inhalt dessen befassen, was er baut. So haben wir in den kirchlichen Bauämtern eine besondere Brückenfunktion – zwischen denen, die als Architekten freiberuflich für uns arbeiten, und denen, die als Gemeindemitglieder und Seelsorger diese Räume nutzen. Wir müssen uns mit Theologie und Liturgie auseinandersetzen und die besondere Funktion, die Kirchenräume von profanen Gebäuden unterscheidet, mitdenken.

**Berkemann: Haben Kirchen einen besonderen Sinngehalt?**

Krämer: Viele Menschen verbinden damit emotionale Erlebnisse – durch Transzendenzenerfahrungen werden Kirchen zu besonderen Räumen.

**Elina Potratz: Und für Menschen, die nicht zur Kirchengemeinde gehören?**

Krämer: Ich meine, dass eine Kirche inhaltlich sinnstiftend wie äußerlich prägend für ein Dorf, eine Stadt, einen Stadtteil sein kann. Sie ist oft der städtebauliche Mittelpunkt, aber sie ist auch als Dritter Ort ein besonderer Ort, an dem etwas anderes passiert als Zuhause und

bei der Arbeit beziehungsweise am Ausbildungsort. Sie ist damit ein „Anders-Ort“ für alle.

**Berkemann: Nach dem Soziologen Ray Oldenburg dienen Dritte Orte als Kultur- und Begegnungsräume. Aktuell geht eine Ausstellung von „Baukultur Nordrhein-Westfalen“ noch einen Schritt weiter und beschreibt Kirchen als Vierte Orte, als Räume der Sinnerfahrung.**

Claussen: Genau, das erlebe ich bei vielen Trauungen, Taufen und Beerdigungen. Das sind inzwischen interreligiöse Feiern, bei denen unterschiedliche religiöse Weltansichten zusammenkommen. Dann wird eine Kirche zum unbedingten Sinnort für viele.

**Berkemann: Wann hört eine Kirche auf, Kirche zu sein? Geht das überhaupt?**

Claussen: Gestern Abend blieb ich beim Rumzappen bei einer Sendung des NDR hängen. Ein Journalist befragte einen jungen Werbemann zu KI und Veränderung in seiner Branche. Und ich glaube, nur mir ist aufgefallen, dass dieses Interview in einer ehemaligen Kirche stattfand: St. Stephanus in Hamburg-Eimsbüttel. Dieser Kirchenbau, den ich 2005 als Propst habe aufgeben müssen, dient heute als Werbeagentur. An seine Vergangenheit erinnern nur noch die Emporen und ein großes Christusmosaik. Um mit dieser kleinen Episode auf Ihre Frage zu antworten: Ja, Kirchen können aufhören, Kirchen zu sein – wenn sie nicht mehr als solche erkannt und genutzt werden, wenn Menschen darin nichts Religiöses mehr erleben.

**Berkemann: Wie haben Sie die Außerdienststellung, die Entwidmung dieser Kirche erlebt?**

Claussen: Wir wollten den Abschied von St. Stephanus damals nicht nur kirchenrechtlich ordentlich vollziehen, sondern dafür auch ein Ritual entwickeln. Das war kein schöner Gottesdienst, da ist ja nicht nur Trauer, sondern auch Wut. Aber ich fand, am Ende war es angemessen. Nach dem Gottesdienst brachten wir in einer kleinen Prozession bewegliche Ausstattungsstücke wie Kelch, Bibel und Altarkreuz in die Nachbarkirche, in der weiterhin Gottesdienst gefeiert wird. Und wir haben für St. Stephanus eine Festschrift herausgegeben, mit den Geschichten der Menschen, die hier gewirkt haben.

**Berkemann: Herr Krämer, auf katholischer Seite sieht es etwas anders aus: Bei Ihnen gibt es eine Kirchenweihe – ein Ritus, mit dem eine Kirche zur Kirche wird. Entsprechend gibt es auch einen Ritus, mit dem sie außer Dienst gestellt wird: die Profanierung. Damit wird dem Kirchenbau auch ein besonderer Raumcharakter abgesprochen. Wie gestaltet sich ein solcher Abschied?**

Krämer: Eine Kirche wird von einem Bischof geweiht. Dafür hat die katholische Kirche seit Jahrhunderten

einen festen, sehr feierlichen und inhaltlich aufgeladenen Ritus. Einen Ritus zur Profanierung kennt die römische Kirche dagegen nicht. Dieser wird vor Ort im Einzelfall ausgestaltet, ist aber mehr ein äußeres Zeichen. Formal gesehen wird der Antrag zur Profanierung von der Pfarrei gestellt und dann in den verschiedenen Gremien des Bistums beraten. Die endgültige Entscheidung ist dem Bischof vorbehalten.

2023 war ich bei der Profanierung von St. Paulus in Ingelheim mit dabei. Dort ist jetzt eine Kindertagesstätte eingerichtet, ohne größere bauliche Eingriffe. Das ist rein denkmalpflegerisch ein Glücksfall, und trotzdem wird hier ein Kirchenraum der sakralen Nutzung entzogen. So eine Profanierung ist für die Gemeinde mit viel Trauer und Emotionen verbunden. Es war ein Gänsehautmoment, als der Bischof das Ewige Licht ausgeblasen hat. Er löscht damit ein besonderes Zeichen für die Gegenwart Gottes in dieser Kirche und bestätigt damit das Ende als geweihter Kirchenraum.

**Berkemann: Wie steuert das Bistum Mainz die Prozesse, die zur Aufgabe einer Kirche führen können?**

Krämer: Wir machen unsere wirtschaftlichen Verhältnisse transparent: Auch aufgrund des steigenden finanziellen Drucks müssen wir die Aufwendungen für Kirchengebäude ungefähr um ein Drittel reduzieren. Das bedeutet aber nicht, dass wir auch ein Drittel der Gebäude abgeben werden. Vielmehr wird es zukünftig unterschiedliche Kategorien für Zuschüsse geben. Für jede der größeren Pfarreien, zu denen sich die Gemeinden zusammenschließen werden, sind Zielwerte formuliert: Sie hängen ab von der Katholikenzahl und von der Größe des Gebäudebestands. Auf dieser Grundlage entscheiden dann die Gemeinden vor Ort in Rückbindung mit dem Bistum, welche Gebäude in Zukunft welche Zuschüsse bekommen sollen.

**Berkemann: Herr Claussen, wie haben Sie als Propst im Hamburg der späten 2000er-Jahre den Auswahlprozess organisiert?**

Claussen: Ich glaube, dass diese Prozesse in den Bistümern und Landeskirchen relativ ähnlich ablaufen. Zu-

nächst muss man sich selber wirklich ehrlich machen, auch bei den Zahlen: die Entwicklung der Gemeindegliedschaften und der Kirchensteuer, die aktuelle Nutzung und der Sanierungsaufwand. Aus diesem Überblick muss man Entscheidungen auf der Ebene von Gemeinde und Kirchenkreis vorbereiten. Doch dann braucht es, so meine Lernerfahrung, einen gemeinsamen Beratungsprozess, in dem ganz unterschiedliche Professionen zusammenkommen. In Hamburg haben wir das mit einer eigenen Abteilung für Organisationsentwicklung begleitet. Es geht ja nicht allein um betriebswirtschaftliche Immobilienprobleme, sondern um das zukünftige Bild von Kirche.

**Berkemann: Dann hätten wir auf evangelischer und katholischer Seite zwar ein unterschiedliches Raumverständnis und abweichende Abschiedsrituale. Aber die Entscheidungsprozesse verlaufen ähnlich?**

Claussen: Wir Protestanten denken ja immer, bei den Katholiken lief das alles ordentlich, klar und schlank von oben nach unten. Aber ich glaube, das stimmt nicht – wir sind alle nur Menschen. Überall geht es darum, ein konstruktives Wechselspiel von „oben“ und „unten“ herbeizuführen. Entscheiden muss immer diejenige Instanz, der das Gebäude gehört, in der Regel die Kirchengemeinde. Andererseits habe ich von vielen Gemeinden gehört: „Macht uns Vorgaben! Nehmt uns eine Kirche nicht einfach weg, aber zeigt Leitungsverantwortung!“ In diesem Wechselspiel müssen die Entscheidungen fallen.

Krämer: Soweit ich das wahrnehme, streben alle Landeskirchen und Bistümer kooperative Entscheidungsmodelle an. Im Detail funktioniert es sehr unterschiedlich, aber alle wollen diesen Prozess als gemeinsames Projekt mit Unterstützungsformaten gestalten. Wenn die Gebäude bei uns im Bistum Mainz in Kategorien eingruppiert sind, ist eine Grundlage vorhanden und der Prozess geht weiter. Dann braucht es individuelle Lösungen, die oftmals mühsam auszuhandeln, aber sehr wichtig sind. Hier ist die Aufgabe und Chance gegeben, in einer (Teil-)Verantwortung und gemeinsamen Nutzung mit anderen Partnern Orte auch als pastorale Orte zu erhalten.

**Berkemann: In dieser Ausgabe von *Die Architekt* geht es nicht allein um Kirchen, sondern auch um andere Großbauten. Lässt sich beispielsweise eine leerfallende Industriehalle mit einer leerfallenden Kirche vergleichen?**

Krämer: Eine Industriehalle dient der Produktion und bestimmten Arbeitsabläufen. Es kann sehr wichtig sein, eine solche Halle als Denkmal zu erhalten. Eine Kirche ist ein Ort, der herausgenommen ist aus der Alltäglichkeit, in dem Raum ist für offene Fragen und die schönen und schwierigen Lebenssituationen. Ein Kirchenraum ist ein Andersraum, der Menschen gut tut, der einer Gesellschaft gut tut. Für den gerade deshalb eine besondere gesamtgesellschaftliche Verantwortung besteht.

**Potratz: Funktioniert der Vergleich besser mit einem Hallenbad?**

Krämer: Inhaltlich ist es sicher ein großer Unterschied. Aber ja: Beides betrifft die Gesamtgesellschaft und deshalb gibt es Parallelen. Wenn ein Hallenbad wenig genutzt wird oder der Betrieb des Hallenbades nicht mehr leistbar ist, muss eine Kommune Lösungen suchen.



„Kirchen können aufhören, Kirchen zu sein – wenn sie nicht mehr als solche erkannt und genutzt werden.“ – Johann Hinrich Claussen. Foto: Julia Maria Max



In der 2005 entweihten Kirche St. Stephanus, bei der ein privater Investor unter der Auflage den Zuschlag erhielt, dass die Nachnutzung christlichen Werten entspräche, sitzt heute die Agentur Elbdudler. Foto: Julia Maria Max

**Berkemann: Sehen Sie als Architekt keine räumlichen Ähnlichkeiten? Ein großer überwölbter Bau, in den ich nach der Schließung andere Funktionen integrieren kann ...**

Krämer: Jeder Kirchenraum hat eine besondere Aufladung, weil Menschen dort Gottesdienste gefeiert haben. Damit gibt es emotionale Bindungen, die auch bleiben, wenn die Kirche profaniert ist. Erst wenn man um diesen Punkt weiß, sind räumliche Ähnlichkeiten zu betrachten.

**Berkemann: Die „initiative kirchenmanifest.de“, die ich mit initiiert habe, fordert neue Trägerschaftsformen für bedrohte Kirchenbauten. Als mögliches Vorbild nennen wir die Stiftung Industriekultur, die in Nordrhein-Westfalen in den 1990er-Jahren dabei half, ehemalige Zechen zu erhalten. Greift diese Parallele für Sie, Herr Claussen?**

Claussen: Nach Martin Luther ist Gott dasjenige, woran wir unser Herz hängen. Heilige Orte sind nicht an und für sich heilig, sondern weil Menschen sie als heilig erleben. Zu vergleichbaren Identifikationsorten gehören auch Zechen, nicht nur in Nordrhein-Westfalen, und ihre Rettung war eine bewundernswerte Leistung. Aber was ist der Vergleichspunkt? Kirchen sollten ja nicht einfach stillgelegte Zechen sein, sondern auch weiterhin möglichst in einer guten Weise genutzt werden. Und da halte ich eine christliche Nutzung immer noch für erstrebenswert. Doch das kann nur funktionieren, wenn wir uns neue Wege der Kooperation – über die kirchliche Nutzung und Finanzierung hinaus – ausdenken und fördern. Insofern finde ich den Impuls des Kirchenmanifests sehr wichtig und anregend, auch das nicht-kirchliche Umfeld einzubinden.

**Berkemann: Der Evangelische Kirchbautag, der alle zwei bis drei Jahre Menschen aus Architektur und Theologie zusammen-**

**bringt, findet im September 2025 unter Ihrer Leitung in Berlin statt. Im Programm ist viel vom „Teilen“ die Rede. Wer teilt da was mit wem?**

Claussen: Einerseits wollen wir uns der dynamisch gewordenen Krise stellen, zum zweiten wollen wir positive Perspektiven entwickeln. Dafür ist „teilen“ ein gut christliches Verb. Für bedrohte Kirchenbauten gibt es nicht die eine Handvoll Grundideen, die man flächendeckend umsetzen könnte. Die Lösung kann nur darin bestehen, diese Kirchenräume in der Verantwortung und Nutzung mit anderen zu teilen – passend für den jeweiligen Ort.

**Berkemann: Wie steht das Bistum Mainz dazu, seine Kirchenräume zu teilen?**

Krämer: Unser Bistumspatron ist der Heilige Martin. Es wird unter anderem berichtet, dass er seinen Mantel mit einem frierenden Bettler teilte. Er ist Vorbild für den pastoralen Weg im Bistum Mainz und die verschiedenen Dimensionen des Teilens: Leben teilen, Glauben teilen, Ressourcen teilen und Verantwortung teilen. Teilen bedeutet nicht, sich zurückzuziehen, alles abzugeben, sondern weiterhin teilzuhaben.

Unsere Räume, die Gebäude, sind ein wesentlicher Teil der Ressourcen. Hier bedeutet Teilen nicht Rückzug, sondern eine Chance, diesen Raum anzubieten und gemeinsam dafür Verantwortung zu tragen.

**Potratz: Gibt es Unterschiede zwischen der evangelischen und katholischen Seite, wenn es um eine gemischte Nutzung geht?**

Krämer: Das ist eine kirchenrechtliche Frage. Je nach Nutzung muss eine Profanierung vorausgehen, die dann aber eine kirchliche Nutzung nicht ausschließt. Allerdings sind auch Nutzungsarten möglich, die keine Profanierung voraussetzen.

**Berkemann: Herr Claussen, wie stellt sich das aus evangelischer Sicht dar? Muss man eine Kirche formell entwiden, um etwas sehr anderes darin tun zu können?**

Claussen: Nein, das muss man nicht. Das ist aber weniger eine rechtliche als eine regionale, kirchenkulturelle Frage. Das hat damit zu tun, wie man eine andere Nutzung vorbereitet, gestaltet und einübt. Schon im Mittelalter fanden in Kirchen die unterschiedlichsten Dinge statt.

**Berkemann: Sowohl die evangelischen als auch die katholischen Kirchenleitungen lehnen es ab, ihre Bauten an muslimische Gemeinschaften abzugeben. Aber wie sieht es mit einer ökumenischen Nutzung aus, wenn sich christliche Konfessionen einen Raum teilen?**

Krämer: Das ist gut möglich, setzt keine Profanierung voraus und wird schon lange an vielen Orten gelebt. Ich komme aus der Pfalz, wo es historisch bedingt und selbstverständlich Simultankirchen gibt. Sie werden gemeinsam von einer katholischen und einer evangelischen Gemeinde genutzt. In der ehemaligen Zisterzienserkirche Otterberg etwa gibt es nur einen Altar, der von beiden Konfessionen genutzt wird. Darüber hinaus gibt es zunehmend andere christliche Gemeinschaften, die in katholischen Kirchen Gottesdienst feiern.

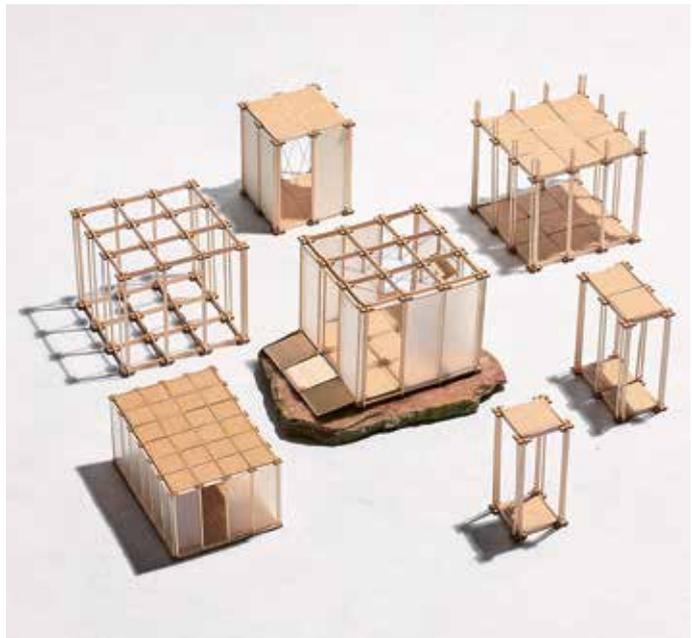
**Berkemann: Im Bistum experimentieren Sie gerade mit sogenannten Kirchenboxen.**

Krämer: Wenn wir Pfarrheime schließen müssen, dann braucht es vor Ort trotzdem weiter Gruppenräume. Warum verlegen wir diese Nutzungen dann nicht in Kirchen, die zu groß geworden sind? Der Einbau von Pfarrheimen in Kirchen bietet schon seit Jahren diese Möglichkeit. Meist verbunden mit aufwendigen Baumaßnahmen. Solche irreversiblen Einbauten sind auch denkmalpflegerisch nicht unkritisch. Auch deshalb haben wir mit der RPTU Kaiserslautern das Projekt „Kirchenbox“ angestoßen. Es handelt sich um eine Art standardisierte Box, einen Raum für Gruppen von 25 bis 30 Personen. Sie kann vielfältig von den verschiedenen Gruppen genutzt werden. Ihre technischen Installationen beschränken sich auf Heizung, Licht und Lüftung – Wasseranschlüsse wären zu aufwendig. Im Idealfall kann diese Box von Gemeindemitgliedern aufgebaut und bei Bedarf auch wieder abgebaut und versetzt werden. Der Prototyp soll im Herbst 2025 fertig werden.

**Potratz: Wenn entschieden worden ist, dass eine Kirche aus der liturgischen Nutzung fällt, wie sieht dann der nächste Schritt aus?**

Claussen: Eine Kirchengemeinde sollte die gemeinwesenorientierte Arbeit gewohnt sein, sie sollte ihre Arbeit schon vorher überkirchlich verstanden haben. Denn sie muss Menschen, Organisationen und Themen finden (oder sich finden lassen), um gemeinsam eine Idee zu entwickeln. Als Kirchenleute haben wir häufig das Gefühl, dass wir immer im Gespräch mit allen sind. Das stimmt natürlich nicht, manchmal sind wir für andere versteckt. Daher sind es oft sehr lange Prozesse, die schon mal zehn Jahre dauern können. Aber das lässt sich auch positiv sehen, denn in dieser Zeit kann man noch einmal neu nachdenken und mit neuen Menschen ins Gespräch kommen, die sich bisher nicht beteiligt haben.

**Berkemann: Herr Claussen, wie können Sie es als Kirche vermeiden, dass der wachsende Druck auf die Gemeinden zu schlechten, vorschnellen Entscheidungen führt?**



Svenja Brehm, Entwurf einer Kirchenbox am Lehrstuhl Methodik des Entwerfens der RPTU Kaiserslautern-Landau, Foto: Tobias Becker

Claussen: Solche Prozesse haben ihre eigene Länge, ihren eigenen Druck, manchmal auch ihre eigene Chaotik. Und sie sind ganz oft konfliktgetrieben – wo gebaut wird, gibt es immer Ärger. Ich würde mir wünschen, dass wir Plattformen finden, wie wir unsere innerkirchliche Klärung in einen Austausch bringen mit den Menschen, die uns umgeben. Häufig erlebe ich, dass wir demokratische, ordentliche Prozesse anstoßen wollen. Doch zu unseren öffentlichen Veranstaltungen erscheinen dann nicht diejenigen, die sich wirklich beteiligen wollen. Auf kirchlicher Seite müssen wir uns also viel stärker auf die Suche machen nach Menschen, die wir beteiligen können oder für die wir interessant sein könnten.

**Berkemann: Herr Krämer, Sie sind der neue Vorsitzende der Arbeitsgruppe „Kirche und Denkmalpflege“ beim Deutschen Nationalkomitee für Denkmalschutz (DNK). Ist die Denkmalpflege ein Faktor, der bei der Aufgabe einer Kirche blockiert?**

Krämer: In Hessen und Rheinland-Pfalz, wo wir vom Bistum Mainz tätig sind, gibt es eine gute, kooperative Zusammenarbeit mit der Denkmalpflege. In dem ein oder anderen Bundesland scheint es schwieriger zu sein.

In unserer DNK-Arbeitsgruppe werden wir überlegen: Welche Rahmenbedingungen können unter den veränderten Voraussetzungen gelten? Da helfen dogmatische Positionen auf beiden Seiten nicht weiter. In der staatlichen Denkmalpflege wird es verstärkt um Abwägungen gehen. Auf der kirchlichen Ebene wird sich die Frage stellen, unter welchen Bedingungen welche erweiterten Nutzungen möglich sind.

**Berkemann: Herr Claussen, Herr Krämer, juckt es Sie nicht gelegentlich in den Fingern, ein bisschen Arbeit mit nach Hause zu nehmen und selbst eine Kirche zu kaufen?**

Claussen: Für mich sind Kirchen immer schon Gemeinwesenbauten. Insofern möchte ich sie möglichst nicht in private Hände geben, auch nicht in meine eigenen.

Krämer: Auch für mich war das noch nie ein Thema, weil Kirchenräume öffentliche Räume sind und auch bleiben sollten.